

Zwischen Krakau
und Auschwitz

Europas Januskopf – 1989 in literarischem Licht

Michael Zeller

Krakau – das also ist Krakau.

Barock ausschwingende Fassaden füllen die Straßenräume mit dem Klang des achtzehnten Jahrhunderts. Stuck löst das Mauerwerk auf, biederer Backstein, lässt es fließen, mal überbordend die Welle, verschwendungswild, von aufschäumender Kraft, dann eingedämmt – geglättet – gesammelt in die still hinflutende Beherrschtheit des Klassischen. Du betrittst ein Haus und stehst, du fasst es nicht, stehst unter einer mittelalterlichen Tonne, es lastet auf dir, breit und flach, das Ideal barocker Flüchtigkeit widerrufen und eingeflockt in Materie, schwere Mauerwucht, von Wille zur Dauer.

Zurück auf die Straße, aus der Düsternis des Gewölbes hinaus in die Lichtfülle des Tages. Jetzt erst fallen dir die Giebel über den Fassaden auf, auf Höhe getrimmt, in die Himmel gespitzt oder gestuft – Hinterlassenschaft aus dem Schmuckvorrat der Hansestädte, nordische Backsteingotik. Und so tönt das Haus in Krakau in verschiedenen Zeit- und Tiefendimensionen: der bedächtig durchgezogene Bass des Mittelalters, in deutscher Tonart, umtanzt und gejagt und geneckt und gekitzelt von dem Tenor einer *opera buffa italiana*. Beide Stimmen klingen zusammen, hoch und tief, dunkel und hell, ernst und verspielt, und du hörst sie als einen Choral des Abendlandes, als die Hymne Europas – Krakau wirkt wie ein Augenbacchanal unseres Kontinentes, als er noch ungeschieden in Nationen lag, diese Missgeburten des neunzehnten Jahrhunderts, menschen-

feindlich, todesträchtig. Wie möchte ein Mozart, von dem hier viel in den Straßen schwebt, sich totgelacht haben, hätte irgendein Tropf ihn einen Österreicher genannt...

Krakau im Sommer – Juli, der Monat der Linde, wie die Polen sagen. Krakau, die alte polnische Königsstadt unter der Dynastie der Jagiellonen, bis zum Ende des Mittelalters Hauptstadt des Landes. Im neunzehnten Jahrhundert eines der Zentren Galiziens, Randprovinz von Österreich-Ungarn: Kakanien. Sechs Jahre lang, zwischen 1939 und 1945, ist Krakau Hauptstadt des so genannten Generalgouvernements, wie die deutschen Besatzer dieses Kernland Polens nennen. Die Nazis halten Hof oben im Königsschloss, dem Wawel, und richten sich dort eine gemütliche altdeutsche Bierstube ein. Und aus der Nähe von Krakau stammt Karol Wojtyla, als Bischof hier 1978 auf den Stuhl Petri gewählt, in Rom, als Papst der Katholizität.

Krakau – zum ersten Mal sah und erfuhr ich 1991 eine Stadt Osteuropas so, wie wir die Städte Italiens oder Englands oder Nordamerikas bereisen: ohne jede Auflage, ohne Betreuung, wie das so hübsch hieß seinerzeit im Kommunismus, ohne Zeitbegrenzung. Solange es mir taugte, konnte ich hierbleiben.

Es überraschte mich jeden Tag neu, wie viel Europa ich hier vorfand, wie tief seine Wurzeln reichen, bis heute ablesbar – und war auch entsetzt ein bisschen, wie unvollständig bisher mein Bild dieser Erde gewesen war. Seit ich denken kann,

war mein Reisekompass ganz auf den Westen gepolt. Aus der Not der politischen Lage nach dem Zweiten Weltkrieg hatte ich, wie alle Menschen in diesem Teil der Erde, eine Tugend gemacht. Ach was: Es war gar keine Not mehr. Konnte es denn schönere, kunstreichere Städte geben als in Italien, bessere Küche als in Spanien, mehr Lebensfreude als in Kalifornien, tiefere menschliche Abgründe und höhere Wolkenkratzer als in New York? Langte das denn nicht allemal für ein Leben, diese eine Hälfte der Weltkugel westwärts?

Es war die schiere Neugierde, die mich nach Krakau getrieben hat, damals, vor elf Jahren, sobald die Weltgrenze zwischen Ost und West gefallen war. Und kam an in der Stadt und fühlte mich von der ersten Stunde an zu Hause, war in Europa, als wenn ich in Venedig wäre oder Avignon oder Graz oder Cambridge. Und empfand, wie gesagt, doch auch Scham, rückwirkend, über meine Beschränktheit, über meine Provinzialität, die ich als solche natürlich gar nicht erkannt hatte – die Provinzialität des alten Bundesrepublikaners, der sich mit der Kaufkraft seiner Währung, der guten alten D-Mark, ein wenig als König dieser Welt des Westens fühlen durfte. Ein Mensch von höherer Lebensart: So zog er von Land zu Land, nationale Grenzen nicht achtend, naschte hier und da, in cluniazensischen Klöstern und katalanischen Arenen, an Crudités und Prosciutto, an Blanc de blanc und Vino verde und – ach ja: das schottische Hochmoor!

Dagegen der Osten. Was konnte dort locken? Nervenfressende Passkontrollen, Geruch von sozialistischen Desinfektionsmitteln, der Kaffee ungenießbar, keine Weine. Überhaupt: Die ganze Versorgungslage. Kohl- und Kartoffelgerichte, wenn überhaupt. Nein, dafür waren unsere bundesrepublikanischen Feinschmeckerzungen mittlerweile entschieden zu empfindlich geworden. Die Gren-

zen dieser Welt galten uns nichts, aber die eine, die zum Osten, aus Beton und Stacheldraht und Minen: Die galt, die galt ganz und gar.

Mit dieser Scham irgendwo im Kopf, vielleicht auch tiefer, im Magen, ließ ich mich gehen 1991 in dieser europäischen Stadt Krakau, schaute und sammelte und notierte und lernte. Wie groß war doch der Nachholbedarf, und wie reich wurde ich belohnt, von der Stadt, von ihren Menschen. Und kam gar nicht mehr los davon, bis heute. Hatte ich eigentlich schon einmal schönere Frauen gesehen als hier: diese hellen Augen, in Grau und Grün und Blau, so hell wie das Wasser, an guten Tagen, wenn die Sonne im richtigen Winkel darauf steht. Wo hätte ich je solche Augen gesehen?

Eine knappe Stunde von Krakau entfernt liegt Auschwitz. Das andere Gesicht dieses janusköpfigen Erdteils. Wie erleichtert war ich, dass ich mich damals am Fahrkartenschalter des Bahnhofes hinter dem polnischen Wort verstecken konnte: *Oświęcim*. (Das ist – wie vieles andere sonst – heute sehr anders geworden.) Dieser Name hatte kaum etwas mit mir zu tun, nein, eigentlich gar nichts.

Und saß dann angespannt zwischen den Polen im Zugabteil und schrieb, mich abzulenken vom Ziel der Reise, schrieb die bewegten Bilder draußen ab: Das weite Gelb der Rapsfelder/junges Getreide in gierigem Wachstumsgrün/Wiesen/Bauern wendeten in aller Ruh das blasse Gras mit Holzrechen zur Sonne hin/brachen mit Hacken die Erde der Kartoffeläcker auf, hell wie Sand, überall nur Handarbeit, in den Dörfern Pferdegespanne statt Traktoren.

Oświęcim. Da war ich. Ein Provinzbahnhof, neu. Stand auf der Straße. Wohin mich wenden? Was sagen, wie? Ging auf eine Frau zu, mittleren Alters, sprach sie an auf Deutsch, wusste nur ein Wort, das Wort „Lager“, legte die Melodie des Fragens hinein. „Muzeum?“ fragte sie zu-

rück. Ich nickte dankbar. „Muzeum“ ist ein schonendes Wort. Geradeaus, eine breite Straße hinab. Einstöckige Geschäfte. Dazwischen Gärten, die in Blüten schwelgten, Fliederduft: üppig spät. Immer noch dieser Wahrnehmungszwang. Notizen im Gehen. Ein Hahn krächte. „Sex-Shop Auschwitz“ auf einen Bauwagen gepinselt. Das Bild lief auseinander. Ging durch ein Gatter, betrat einen Park, dicht verwachsen, dunkel. Ein Tor. Das Bild, das mir seit Jahrzehnten fest im Kopfsitzt. „Arbeit macht frei“, im Bogen auf zwei verwitterte Holzpfeile gesteckt. Eine Doppelreihe Betonpfeiler, nach innen gebogen, von oben bis unten Stacheldraht, vierfach. Das Blechschild „Vorsicht! Hochspannung. Lebensgefahr.“. Zwischen den Zäunen saßen junge Leute im Schotter und jäteten Unkraut. Aus Gießen. „Aktion Sühnezeichen“, für eine Woche.

In der Lagerstadt. Die Blöcke: lang gestreckte, eingeschossige Hallen aus Backstein, erdfarben, mit Satteldach. Eine wie die andere, solide gebaut, stabil. Dazwischen – jetzt – Rasen. Hohe Pappeln bogen sich und raschelten mit dem Juliwind. Sonne. Vögel sangen. Ruhe sonst in der Lagerstadt. Eine vollkommen nüchterne, dem Anschein nach funktionstüchtige Siedlung, bei aller Einförmigkeit. Wenn man nicht wüsste – man sähe nichts Anstößiges. Auch über den Appellplatz ist Gras gewachsen.

Die Blöcke, die begangen werden konnten, im Erdgeschoss und im ersten Stock, waren leer geräumt. An den Wänden Schaukästen. Überall Gruppen von polnischen Schulkindern zwischen zwölf und fünfzehn Jahren um ihre stimmgehaltigen, resoluten Lehrerinnen herum, die noch aus einer anderen Epoche stammten. Bei den Mädchen die hautengen Fahrradhosen bis zum Knie, die Jungen mit Schlagballkappen, Schild nach hinten. 1991. Test the West.

Schriftstücke unter Glas. Behördendeutsch. „Die gesammelten Schnitthaare

sind baldigst an die Firma Alex Fink Filzfabrik AG, Roth bei Nürnberg, zum Versand zu bringen. Die Haare sind mit Reichsmark 0,50 je Kilo in Rechnung zu stellen. Der Versand hat porto- bzw. frachtfrei zu erfolgen...“

Mitte der achtziger Jahre gab es in Deutschland eine intellektuelle Debatte, die als „Historikerstreit“ in den Büchern steht. Einige Fachhistoriker forderten damals, die Verbrechen der Deutschen an den Juden und an ihren europäischen Nachbarn vierzig Jahre nach Ende des



Kriegs endlich in einen historischen Ablauf einzubauen, in ein Vorher und ein Nachher – Auschwitz sozusagen im Geschichtsalbum abzulegen, das ja nun bekanntermaßen auch ein Bilderbuch der Bestialitäten sei. Sein aktuelles Kapitel wurde in den neunziger Jahren auf dem Balkan geschrieben, zwei oder drei Flugstunden von hier. Diese Auffassung stieß

auf heftigen Widerspruch, hauptsächlich von Philosophen. Sie wollten das historische Datum Auschwitz aus dem Fluss der Geschichte herausgehoben sehen. Auschwitz sei umzugießen in eine moralische Kategorie und habe fest zu werden als ein ewiger Stein des Anstoßes, an dem jeder Deutsche zu allen Zeiten sich abzuarbeiten habe. Geschichte sei, im Namen der Moral, zu stauen an dem Punkt, der Auschwitz heißt. Es sei zu monumentalisieren gewissermaßen in der Seele eines jeden Deutschen.

Damals, Mitte der achtziger Jahre, habe ich mich gerade noch einmal, wenn auch mit großen, kaum eingestandenen Zweifeln, auf die Seite der moralischen Rigoristen gestellt, obwohl ich spürte, dass die Historiker die besseren Argumente hatten. Doch etwas sperrte sich in mir. Ich wagte es seinerzeit noch nicht, mich meinen Zweifeln auszusetzen.

Heute aber, nach dem Epochensprung von 1989, nach meinen Erfahrungen in Osteuropa? Die Anstrengung, die aufzubringen wäre, Auschwitz als ein Monument der Moral aus dem Fluss der Geschichte zu heben, blutig wie er nun einmal ist: Kann sie der heute nachwachsenden Generation in Deutschland ein weiteres Mal zugemutet werden? Und darf sie es denn? Die Jungen von heute sind die Enkel der Täter von damals, es besteht für sie kein lebendiger und persönlicher Bezug mehr zu Auschwitz. Wollte man sie und künftige Geschlechter, die heute und später geboren werden, in die Pflicht einer Geschichte nehmen, die sie allenfalls aus dritter Hand kennen: Auschwitz verkäme zu einem Mythos von deutscher Schuld, und historische Mythen, welcher Art sie auch seien, sind immer vom Übel. Sie vergiften die Zukunft. Sie legen, weil sie den Einzelnen moralisch überfordern, den Keim zu neuen Kriegen.

Verantwortung ist nicht übertragbar, weder auf eine Gruppe noch auf den Einzelnen. Verantwortung kann man nur

übernehmen wollen, als Einzelner – aus freien Stücken. Unter uns Menschen sehe ich keine Instanz, die Verantwortlichkeit verordnen dürfte, am wenigsten eine Nation. Die Idee aber, die Auseinandersetzung um Auschwitz in einen religiösen Sinnzusammenhang hineinzustellen, unterliegt leider immer noch dem rigiden Denkverbot hier zu Lande, obwohl ihre nationalpsychologische Engführung doch längst gescheitert ist.

Sobald ich den Januskopf Krakau/Auschwitz in meine erweiterte europäische Welt hineingenommen hatte, fuhr ich zurück. Der Weg streifte Wroclaw, das frühere Breslau.

Dort bin ich geboren, 1944, Kind der Tätergeneration von Auschwitz. Als Säugling, im Arm der Mutter, ging es kurz vor Kriegsende nach Westen, auf der Flucht vor der Roten Armee. Der Name Breslau steht in meinem Pass und in allen meinen persönlichen Dokumenten. Er hatte mir nie etwas bedeutet. Zwei fremde Silben, ohne jede eigene Erinnerung. Seit 1991 ist das anders geworden.

Zum ersten Mal sah ich das Haus, in dem ich geboren bin. Ich kannte es so wenig wie meinen Vater, der seit Breslau verschollen ist. Lediglich eine Handvoll Schwarzweißfotos von beiden und Mutters Erzählen. Sie hatte also nicht gelogen, jedenfalls das Haus betreffend. Es stand da, das Haus, leibhaftig, aus Stein und Mörtel, wie aus dem Fotoalbum. Seit ich das gesehen habe, bin ich meiner Existenz sicherer geworden. Der Grund, auf dem ich stehe und gehe als ewiger Wanderer, dieser Grund ist jetzt fester unter meinen Füßen. Als ich dann wieder an meinem Schreibtisch saß, diesen zwei Quadratmetern, die meine Heimat sind, baute ich auf meine Erlebnisse in Krakau, Auschwitz und in Wroclaw/Breslau einen Roman und nannte ihn *Café Europa*. Ich bin dankbar, dass er längst auch auf Polnisch zu lesen ist. Europa, denke ich, ist nicht die schlechteste Tradition, in die man sich

heute wieder stellen kann, gerade auch als Deutscher, gerade auch nach 1989, seit in Europa – mit kultureller Begeisterung gesprochen – nicht mehr nur Florenz und Chartres und Barcelona erreichbar sind, sondern auch Krakau, Bratislava, Riga, Odessa, Petersburg und – ja, nicht zu vergessen Dresden, Erfurt, Weimar. Auch der Schriftsteller steht damit vor einer neuen Aufgabe.

Wofür es sich lohnen kann, die Feder zu spitzen, ist ein Projekt in diesem Land, von dem ich vor 1989 nicht im Traum gedacht hätte, dass es je zu dem meinen werden könnte: Schreibend mitzuhelfen, dass wir Deutschen ein normales Selbstgefühl für uns entwickeln wie jede andere Nation auch, und nicht nur in Europa, in das die Jugend hineinwachsen kann. Angeleitet von uns Älteren, den schmalen Pfad zu suchen zwischen nationaler Überheblichkeit und nationaler Selbstzerknirschung. Jene Aggressivität auszutrocknen, die zuletzt immer aus einem schlecht ausbalancierten Selbstgefühl hervorbricht. Festen Stand im Heute zu finden und die Freiheit nach vorn auszuhalten. Frei zu sein für das Leben, das vor uns liegt, so frei und so offen, wie es immer nur gehen mag.

Das ist gerade schwer genug.

Gerade in Deutschland besteht hierfür Bedarf. In der alten Bundesrepublik hat man sich die Frage von nationaler Identität mehr als eine Generation lang vom Leibe halten können, mit der Entschuldigung, eigentlich gäbe es Deutschland ja gar nicht mehr. Sicher war das eine Zeit lang sinnvoll: sich als Kinder der Tätergeneration unter dem Schock von Auschwitz der nationalen Frage nicht verbindlich stellen zu müssen, sie offen halten zu dürfen. In den letzten Jahren vor 1989 pflegten wir das nationale Vakuum allerdings schon eher aus Bequemlichkeit. Heute jedoch, nach 1989, dürfen wir alle uns nicht länger davor drücken, weniger für uns

selbst als für die jungen Menschen in diesem Land, die – trotz Auschwitz – ein Recht darauf haben, sich in ihrem Selbstgefühl als Deutsche so wert zu fühlen wie ein Pole oder Grieche oder Ire oder ein Russe. Die Quellen, aus denen die Völker ihre Kraft und ihre Zuversicht und den Respekt vor sich und vor anderen schöpfen, diese Quellen sind allemal trübe. Zu unseren Traditionen, janusköpfig wie sie sind, gehört Schillers zukunfts mächtiges Menschheitspathos ebenso wie das geborstene Krematorium in Birkenau.

Allerdings halte ich es für geboten, dass wir uns alle um neue Formen des Erinnerns bemühen, den Nachgeborenen zuliebe. Weg von der (mittlerweile ritualisierten) nationalen Selbstgeißelung (die ja ihrerseits ein Nationalismus ist, wenn auch diesmal in Moll intoniert). Hin zu einer vertieften Verantwortlichkeit des Menschen für sich und seinesgleichen. Auch an dem, wofür die Chiffre „Auschwitz“ steht, könnte sich, seit 1989 zumal, die Europäisierung bewähren. Nur so wird Auschwitz, denke ich, für den einzelnen jungen Menschen, konkret wie er heute lebt und in das neue Jahrtausend hineinwächst, wieder eine Verbindlichkeit gewinnen können: als die Erinnerung an Bestialitäten, die Menschen einmal Menschen antaten, am Rand der Vorstellungskraft. Und dennoch waren sie möglich.

Ich wünschte mir, dass möglichst viele Menschen dieses Landes, gerade auch von den nachwachsenden, ein Gefühl von Verantwortung in sich spüren für das, was unter dem Siegel von Auschwitz geschehen ist – als humane Wesen, nicht als Mitglieder einer Nation. Wohin es führt, wenn wir fahrlässig werden im Denken und roh im Fühlen, so wie ein großer Teil der Deutschen das der Gattung vorführte zwischen 1933 und 1945.

Keiner auf der ganzen Welt ist davor gefeit, am wenigsten wir Europäer.